



Title	Die Metapher im eigentlichen Sinn Bei Vico, Herder, A. W. Schlegel und Nietzsche
Author(s)	Yamada, Teizo
Citation	長崎大学教養部紀要. 人文科学篇. 1987, 28(1), p.15-31
Issue Date	1987-07
URL	http://hdl.handle.net/10069/15236
Right	

This document is downloaded at: 2020-10-27T21:40:57Z

Die Metapher im eigentlichen Sinn

Bei Vico, Herder, A. W. Schlegel und Nietzsche

Teizo YAMADA

In einer Vorlesung von A. W. Schlegel, *Von der Sprache* übersrieben, finden sich die folgenden Worte :

Nach der einen großen Metapher, welche schon in der ursprünglichen Bildung der Sprache liegt, da nämlich das Sinnliche das zu bezeichnende Geistige vertreten muß, wodurch die Gleichheit dieser beiden entgegengesetzten Welten erklärt wird, kann eigentlich der Dichter nichts Kühneres mehr wagen.¹⁾

Schlegel kommt hier im Zusammenhang mit der Problematik des Sprachursprungs auf die ursprüngliche Bildlichkeit der Sprache zu sprechen, die er auf die Armut der Bezeichnung im anfänglichen Stadium der Sprachentwicklung zurückführt. Mit der einen großen Metapher, von der hier die Rede ist, meint Schlegel einen Übertragungsprozeß, der in der Ursprünglichkeit der Sprache liegen soll. Er setzt schon beim Entstehen der Sprache ein und hat noch keinen technisch-rhetorischen Sinn. Die erste Bildlichkeit der Sprache, die nach Schlegel durch sinnlich wahrnehmbare Ähnlichkeiten vermittelt zum Ausdruck gebracht wird, muß dann in nächster Phase, sich erweiternd, auf das bezogen werden, was in keiner sinnlichen Anschauung gegeben werden kann. Wie die

Kluft zwischen den beiden entgegengesetzten Sphären, über die man nur „durch einen tödlichen Sprung“ hinüber gelangen könnte, überbrückt werden soll, dies stellt für ihn kein Problem dar. Denn er glaubt, daß „dem Menschen eine dunkle Ahnung von der Einheit dessen beiwohnt, was der Verstand trennt, nämlich des sinnlichen und geistigen Teils seiner Natur“.²⁾ Der Übergang geht also mühelos vor sich. Und wie es für die romantische Weltauffassung charakteristisch ist, vertritt er auch die Ansicht, daß jeder Teil des Universums das Ganze spiegelt und alle Dinge sich aufeinander beziehen. Er kommt deshalb zu der Annahme: „So wird in der Sprache alles Bild von allem, und dadurch wird sie eine Allegorie auf die durchgängige Wechselwirkung oder aus einem noch höheren Gesichtspunkte betrachtet, der Identität aller Dinge“.³⁾ Nicht nur die Kluft zwischen dem Sinnlichen und dem Geistigen, sondern auch die zwischen den Dingen und der Sprache überhaupt werden hier durch „eine dunkle Ahnung“ von der Stimmigkeit des Universums überwunden: Die Sprache und die Dinge sind allegorisch identifiziert worden.

Der Vorlesungstext, in dem vor allem das Problem des Ursprungs der Sprache erörtert wird, weist in mancher Hinsicht Berührungspunkte und Einflüsse auf, die auf Herder zurückgehen. Herder hat ja bekanntlich dieses Problem in seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* ausführlich behandelt, in der auch die Metapher als ein entscheidender Faktor zur Erklärung des menschlichen Ursprungs der Sprache thematisiert wird. Die Metapher ist für ihn so alt wie die Sprache selbst oder, anders gesagt, die Sprache ist eigentlich metaphorischen Ursprungs. „Die Metapher des Anfangs ist“, so sagt Herder, „Drang zu sprechen“.⁴⁾ Man könnte den Satz so umschreiben, daß die Sprache des Anfangs Drang zur Metaphernbildung ist. An einer

anderen Stelle der Abhandlung heißt es auch: „Der Grund der kühnen Wortmetaphern lag in der ersten Erfindung“.⁵⁾ Herder weist nachdrücklich darauf hin, daß die Sprache in ihrer Ursprünglichkeit bildervoll und reich an Metaphern sein müsse. Die genetische Ursache der starken kühnen Metaphern sieht Herder in der Armut der menschlichen Seele, die nur „rohe Erhabenheit der Phantasie“ kennt und sich deshalb bloß metaphorisch, d. h. in bildlichen Übertragungen auszudrücken weiß. Er nimmt ferner an, daß man in allen alten Sprachen einen „Metapherngeist“⁶⁾ konstatieren könne, einen inneren Drang zur Metaphernbildung, der auch mit dem fundamentalen Trieb des Menschen, von dem Nietzsche spricht, in Parallele gesetzt werden darf (siehe unten). Und Wenn man diese alten metaphernreichen Sprachen genealogisch verfolgen und in ihre Wurzeln eindringen könnte, dann würde man damit zugleich auch die Geschichten der Völker ans Licht bringen, die je nach ihrer Denkart in jeder Sprache ausgeprägt vorhanden seien. Für Herder erweist sich die Metapher gerade als ein vollkommener Beweis des menschlichen Ursprungs der Sprache.

Es ist in diesem Zusammenhang auch an Giambattista Vico zu erinnern, an einen italienischen Philosophen im weitesten Sinne des Wortes, der in seinem Hauptwerk *Die Neue Wissenschaft* ebenfalls auf das Problem des metaphorischen Ursprungs der Sprache eingeht.⁷⁾ Auch Vico sieht in der Metapher das wesentliche Moment der Sprachschöpfung und gelangt zu der Feststellung, daß „die Metapher allgemein bei allen Völkern den größten Teil des Sprachkörpers bildet“.⁸⁾ Er hat ein Axiom aufgestellt, daß „der Mensch, infolge der unbegrenzten Natur seines Geistes, wo dieser sich in Unwissenheit verliert, sich selbst zur Richtschnur des Weltalls macht“.⁹⁾ Nach diesem Axiom projizieren die Men-

schen im uralten Zeitalter, die Vico „theologische Dichter“ nennt, beim Wahrnehmungsvorgang sich selbst auf die sie umgebende Welt. Das ist eben der Erkenntnisprozeß der theologischen Dichter durch die Metaphorisierung der Welt. Die frühen Metaphern sind also nach Vico nicht „geistreiche Erfindungen der Schriftsteller“, sondern „Ausdrucksarten, die für die ersten poetischen Völker Bedürfnis waren“. Sie besäßen ursprünglich ihre eigentümliche Bedeutung. Er verweist daher auf den Irrtum der allgemein verbreiteten Auffassung, daß die begrifflich verfeinerte prosaische Sprache die eigentliche, die der Dichter die uneigentliche sei.¹⁰⁾ Dabei ist sich Vico dessen bewußt, daß die Sprache der Dichter, die durch Spracharmut und die Notwendigkeit, sich auszudrücken, bedingt ist, keinesfalls der heiligen Sprache Adams, d. h. der Sprache nach dem Wesen der Dinge, entspricht.¹¹⁾

Die Entwicklungsgeschichte der Sprache stellt nun für Vico wie auch für Herder in gewisser Hinsicht eine Entartung dar. Die Sprache wird im Lauf der Zeit differenziert, abstrahiert und schließlich zu Begriffen normiert, was nichts anderes als ihren Abnutzungs- und Verschleißprozeß bedeutet. In seiner oben genannten Abhandlung sagt Herder: „In einer feinen, späterfundnen Metaphysischen Sprache, die von der ursprünglichen wilden Mutter des Menschlichen Geschlechts eine Abart vielleicht im vierten Gliede, und nach langen Jahrtausenden der Abartung selbst wieder Jahrhunderte ihres Lebens hindurch verfeinert, civilisirt und humanisirt worden: eine solche Sprache, das Kind der Vernunft und Gesellschaft, kann wenig oder Nichts mehr von der Kindheit ihrer ersten Mutter wissen“.¹²⁾ Die „Wortversuche einer werdenden oder früh gewordenen Sprache“, die nach Herder auf keinen Fall „feine Begriffe eines Dogmas“ oder „Definitionen eines Systems“ sind, verfestigen sich zum starren System von Begriffen und

nehmen damit einen Zeichencharakter an, in dem die Metapher nur noch als eine einzeln feststellbare Stilfigur, als „das aufgedunsne Wortspiel“ funktionieren könnte.¹³⁾

Ähnlich verhält sich es auch bei Vico. Er beschreibt diesen Umstand folgendermaßen: Die erste Sprache der theologischen Dichter ist eine phantastische Sprechweise vermittelt der belebten Substanzen, die größtenteils als göttlich vorgestellt werden. Die Substanzen des Himmels, der Erde und des Meeres werden zum Beispiel als Jupiter, Kybele und Neptun anthropomorphisiert. Da aber bei der wachsenden Aufklärung die Kraft der Phantasie verarmt und die Fähigkeit zur Abstraktion stärker wird, so nimmt man sie nur als kleine Zeichen der zu bezeichnenden Substanzen.¹⁴⁾ Nach einer ägyptischen Überlieferung unterscheidet Vico in der Sprachentwicklung drei Stufen: als erste kommt „die hieroglyphische oder heilige“, dann „die symbolische oder sinnbildliche“ und zuletzt „die Umgangs- oder Vulgärsprache der Menschen“, die dazu dient, „die gewöhnlichen Bedürfnisse ihres Lebens mitzuteilen“.¹⁵⁾ Die Sprache auf der dritten Stufe steht also nach dem Verlust ihrer ursprünglichen Anschauungskraft und Bildlichkeit nur noch im Dienst vom Austausch der Informationen. In diese Richtung weiterentwickelt, zeigt sich nach Vico das Wesen des gesitteten Geistes des Menschen und damit die Sprache als „allzu verfeinert durch die Kunst des Schreibens“ und „ganz spiritualisiert durch den Gebrauch der Zahlen, die für die Allgemeinheit nur nach Rechnung und Begriff schmecken“.¹⁶⁾

Bei diesen Betrachtungen über den Ursprung der Sprache und die Metapher Herders wie Vicos handelt es sich nicht um eine exakte philologische oder gar sprachwissenschaftliche Arbeit im Sinne der Neuorientierung der historischen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, sondern eher um eine Art spekulativer

Philosophie. Aber hier ist deutlich ausgesprochen worden, daß die Sprache an sich von ihrem Ursprung her metaphorischen Charakters ist. Das metaphorische Wesen der Sprache wird jedoch, wie wir oben gesehen haben, allmählich außer Acht gelassen oder gerät völlig in Vergessenheit.

Schlegel, der sich über den metaphorischen Ursprung der Sprache im klaren scheint, teilt zwar mit Vico und Herder auch dieselbe Ansicht über den Degenerationsvorgang der Sprache; er sagt, daß „die Sprache im Fortgang der Kultur aus einer Einheit lebendiger Bezeichnung in eine Sammlung willkürlicher konventioneller Zeichen verwandelt erscheinen wird“; er weist auf die wissenschaftliche Sprache hin, die „zur algebraischen Chiffre herabsinkt“. Aber eine Sprache, wenn sie auch einen konventionellen Zeichencharakter angenommen hat, kann nach Schlegel niemals „unpoetisch“ werden. Es müsse immer „die Rückkehr zur Anschaulichkeit, Belebtheit und Bildlichkeit“ gefunden werden können.¹⁷⁾ „Abweichung vom Sprachgebrauch“ kommt dabei zum Tragen; als mögliche Unterschiede der poetischen Sprache von der prosaischen führt er vier Punkte an, und der erste davon lautet: „Eigene in der gewöhnlichen Rede nicht übliche Wörter.“¹⁸⁾ Es geht Schlegel also darum, wie man der in eine Sammlung willkürlicher konventioneller Zeichen verblaßten Sprache ihren anfänglichen Glanz zurückgewinnen soll. Anschließend an den oben zitierten Satz, der Dichter könne nach der einen großen Metapher nichts Kühneres mehr wagen, fügt er folgendes bei: „Wo für die leiseste Empfänglichkeit, für die wunderbarste Stimmung der Phantasie noch eine Beziehung wahrnehmbar ist, da ist die Metapher gültig“. Die Metapher wird hier durchaus im technisch-rhetorischen Sinne verstanden und nur mehr als „der schönste Schmuck des poetischen Stils“¹⁹⁾ angesehen. So folgt Schlegel auch den traditio-

nellen Definitionen der Metapher, bei denen das Moment *Tertium comparationis* eine entscheidende Rolle spielt. Solange nämlich die innere Stimmigkeit der Phantasie gewährleistet ist, dürfen nach Schlegel die zu vergleichenden Gegenstände weit hergeholt sein, „weil der Geist bloß auf die Vergleichungspunkte gerichtet sein soll“.²⁰⁾ Und wenn diese Vergleichungspunkte schwer zu finden sind, dann ergibt sich die Dunkelheit und Verworrenheit der Metapher, wie sie die Regelpoetik der Aufklärung, insbesondere der Kunstrichter Gottsched, heftig attackiert hatte.

Der zuletzt dargestellte Sachverhalt ist ja im allgemeinen schon bekannt, eine Binsenwahrheit sogar. Dennoch ist das ein strittiger Punkt, was man unter der Metapher im technisch-rhetorischen Sinne verstehen soll. Es war Aristoteles, der davon gesprochen hat, daß die Metaphern Rätsel aufgaben (*Rhetorik*, 1405b). Die Rätsel, die für ihn in einer logisch nachkonstruierbaren Analogie aufgehen müssen, scheinen aber bis heute nicht aufgelöst zu sein; immer gibt es in der Forschungsliteratur Diskussionen über das Problem der Metapherndefinition.²¹⁾ Es ist dabei für literatur- und stiltheoretische Betrachtungen charakteristisch, daß die Metaphern hier immer mit dem Begriff des sprachlichen „Bildes“ verknüpft werden.

H. Pongs hat sich zum Beispiel in seinem Werk *Das Bild in der Dichtung* darum bemüht, beide Begriffe, Metapher und Bild, gegeneinander abzugrenzen und Unterschiede zwischen ihnen herauszuarbeiten. Ihm zufolge besteht das Wesen der Metapher „in einem Auffinden und in Beziehungbringen vorgegebener Ähnlichkeiten“²²⁾ oder „im Erfassen in den Dingen liegender Zuordnungen“.²³⁾ Es geht ihm dabei um „das Sein der Dinge, die es zu erhellen gilt im Aufdecken bisher unbekannter Analogien durch eine Art Schlußverfahren“. Hingegen sei das Bild auf „ein Bild-

haftmachen des Unbewußten der Seele durch intuitiv erfaßte Ähnlichkeiten“ gerichtet. Man muß aber darauf hinweisen, daß Pongs' Metaphernauffassung auf einem etwas bedenklichen Postulat beruht. Es ist nämlich nicht selbstverständlich, daß es „vorgegebene Ähnlichkeiten“ oder „in den Dingen liegende Zuordnungen“ gibt, es sei denn in dem Sinne, daß sie erst vom Menschen hergestellt und daher erkannt werden. Für Pongs liegt jedenfalls der Unterschied zwischen den beiden Begriffen darin, daß man diese Ähnlichkeiten entweder logisch oder intuitiv aufdecken müsse, daß die Metapher also auf die Logik des dinglichen Seins, das Bild auf die Bildhaftigkeit des Seelischen bezogen sei. Diese Unterscheidung ist, so fragwürdig sie auch sein mag, bei manchen Literatur- und Stiltheoretikern anzutreffen, obwohl dabei die terminologische Differenzierung, wie sie Pongs gemacht hat, entfällt. Nach H. Seidler kann die Metapher in der Stilkunst zweierlei Sinn haben, nämlich entweder „den in der Bildwerdung zu beobachtenden Vorgang zu einer aktuellen Erfassungsweise“ oder „die Bedeutungsübertragung aus rationaler Haltung“. ²⁴⁾ In der *Stilkunst* von L. Reiners werden alle Metaphern und Vergleiche als „Bilder“ bezeichnet; im Gegensatz zu den Metaphern, die „sich in Form einer mathematischen Gleichung aussprechen lassen“ wurzelt nach Reiners das Wesen eines Bildes „in tieferen Schichten unseres Geistes“. ²⁵⁾ Im Artikel *Metapher* des *Sachwörterbuchs* (G. v. Wilpert) ist ferner von einer „Skala“ der Metaphern die Rede, die „je nach dem Sprachgefühl des Dichters von der intellektuellen Verwendung der Metapher ... bis zur tieferen Durchdringung des Bildes reicht“. Gemeinsam ist all diesen Auffassungen, daß die Metapher gegenüber dem Bild tendenziell abgewertet wird, das über die rein logisch vorgehende Metaphorik hinausgehen und nur durch Intuition, durch die tieferen Schichten

der Seele oder des Geistes zu erreichen sein soll. Aber inwieweit läßt sich diese graduelle Unterscheidung durchhalten? Sie hat sich wohl aus den nachträglichen Reflexionen über vorgegebene Metaphern oder Bilder ergeben, und bei den hier negativ beurteilten Metaphern hatte man wahrscheinlich die sogenannten Exmetaphern oder wenigstens die vertrauten konventionellen Metaphern vor Augen, die ihre Bildhaftigkeit schon verloren haben. Es ist jedoch kaum zu entscheiden, ob eine Metapher logisch oder intuitiv erfaßbar ist: Logizität, Bildhaftigkeit bzw. Tiefsinnigkeit einer Metapher kann doch kein intersubjektives Kriterium bilden, um solche Unterscheidung zu treffen. Mit diesem vereinfachenden und zugleich etwas naiv mystifizierenden Ansatz wird über das Wesen der Metapher wenig gesagt. Er führt höchstens zu ihren umständlichen Klassifizierungen und Typisierungen, die denn auch in der langen Geschichte der Metaphernforschung unermüdlich gemacht worden sind. Man könnte z. B. kultur-, epochen- oder autorenspezifische Metapherntypen herausarbeiten. Ein klassisches Beispiel dafür liefert Curtius' umfangreiches Buch *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Curtius versucht darin den ganzen Bestand an literarischen Elementen von identischer Struktur, den „Ausdruckskonstanten“,²⁶⁾ wie er sie nennt, zu registrieren, die in der europäischen literarischen Tradition über den Raum und die Zeit hinaus wiederkehren. Dazu gehören verschiedene „topoi“, „die abgeschliffenen Metaphern“ und „die verspielten Manierismen“.²⁷⁾ Aufgrund dieser „phänomenologischen“ Betrachtungen soll nach Curtius die Kontinuität und Einheit der europäischen Literatur bestätigt werden.

Wenn man mit seinen Überlegungen über die Metapher an ihrer technisch-rhetorischen Dimension ansetzt und von einzeln identifizierbaren Metaphern spricht, so muß man sich letzten Endes mit

einer induktiven, positivistischen Verfahrensweise begnügen, mit einer Statistik der Metaphern. Das ist wohl ein Punkt, wo man nicht mehr weiterkann. Wenn man daran denkt, daß sich die metaphorischen Ausdrücke im technisch-rhetorischen Sinne beliebig und unendlich aus dem schöpferischen Mechanismus der Sprache erzeugen lassen, und daß „es eine kaum zu lösende Aufgabe ist, eine erschöpfende Übersicht über alle mögliche Arten der Metaphern zu geben“, ²⁸⁾ scheint mir diese Verfahrensweise nicht viel zu versprechen. Statt von einzelnen Metaphern zu reden, um die es sich meistens bei der Auseinandersetzung mit dem Problem der Metaphorik handelt, sollte man vielmehr versuchen, dem Wesen der Metapher schlechthin auf die Spur zu kommen. Die Problematik der Metapher soll von einer ganz anderen Seite her beleuchtet werden: von dem metaphorischen Wesen der Sprache, wie es vor allem bei Vico und Herder angesprochen wurde.

Es ist nun Nietzsche, der die Problematik des metaphorischen Wesens der Sprache zum Gegenstand einer erkenntnistheoretischen Betrachtung gemacht und kritisch differenziert hat. Ein kleiner Aufsatz aus dem Jahre 1873 trägt den Titel *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*. Hier wird der Begriff Metapher von einem sprachkritischen Gesichtspunkt aus gesehen und im Zusammenhang mit der Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Sprache erörtert. Es wird nämlich die Frage gestellt, ob die Sprache der adäquate Ausdruck aller Realitäten sei, ob sie dem Wesen der Dinge entspreche, und die Frage wird strikt verneint. Denn Nietzsche meint:

Das „Ding an sich“ (das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem Sprachbildner ganz unfaßlich und ganz und gar nicht erstrebenswert. Er bezeichnet nur die

Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdruck die kühnsten Metaphern zu Hilfe. Ein Nervenreiz, zuerst übertragen in ein Bild! Erste Metapher. Und das Bild wird nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Überspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andre und neue (III, 312).²⁹⁾

Das Überspringen der Sphäre, von dem hier die Rede ist, vollzieht sich in zwei Stufen: Ein sinnlich wahrnehmbarer Nervenreiz wird zunächst in ein Bild übertragen, was noch auf einer außersprachlichen Ebene lokalisiert ist, und das Bild dann als die zweite Stufe sprachlich artikuliert. Zwischen den Sphären des Dings, des Bildes und der Sprache gibt es nach Nietzsche keine Kausalität oder keine Richtigkeit, sondern nur die willkürlichen Relationen der Dinge zu den Menschen, die metaphorisch zum Ausdruck kommen. Die Sprache besteht also aus nichts anderem als Metaphern.

Auch die begrifflich verfestigte Sprache, vor allem die Sprache der Wissenschaft, die Nietzsche mit einem regelmäßig konstruierten römischen Kolumbarium vergleicht, erweist sich somit nur als ein „Residuum der Metapher“ (III, 315). Und indem man einen Begriff für bare Münze nimmt, d. h. eine allgemein gültige verbindliche Bezeichnung der Dinge, vergißt man, daß es sich dabei im Grunde nur um eine konventionell gewordene, usuelle Metapher handelt, und kommt dadurch illusionär zum Gefühl der Wahrheit. „Die Wahrheiten sind“, sagt Nietzsche, „Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind“ (III, 314). Die Wahrheit im moralischen Sinne heißt deshalb: „nach einer festen Konvention zu lügen“, ohne sich dessen bewußt zu sein. Das Kolumbarium

der Begriffe, der Turmbau der Wissenschaft, von denen Nietzsche spricht, haben ihre Grundlage daher in den Illusionen oder Täuschungen, in welche die Menschen tief eingetaucht sein sollen. Dieser Umstand wird aus der Vergeßlichkeit und „Unbewußtheit“ der Menschen erklärt, die sich nicht nur aus der Gewöhnung an den bloß im Zeitverlauf kanonisch gewordenen Sprachgebrauch ergibt, sondern vor allem aus „einem unbesiegbaren Hang (des Menschen), sich täuschen zu lassen, damit der Mensch unter jenem Gebäude der Begriffe seinen Schutz finden und sich durch das Leben retten könne (III, 320).

Nietzsche hat übrigens in der *Geburt der Tragödie* den Gedanken ausgesprochen, daß das Dasein nur als ästhetisches Phänomen gerechtfertigt werden könne. An dem Gedanken hält er auch später fest, „wenn er das auch nur kann, indem er gegen Kunst, gegen sein eignes Dichtertum unablässig polemisiert“ (B. Allemann).³⁰⁾ Die Metapher muß bei Nietzsche immer unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Denn Nietzsche faßt die Metapher durchaus als ein ästhetisches Problem auf. Er sieht zwar in jener Übertragung eines Nervenreizes in die Sprache vollständiges Überspringen der Sphäre, das keinerlei Notwendigkeit kennt. Aber er gibt auch zu, daß an dem Vorgang der Mensch sich doch als „künstlerisch schaffendes Subjekt“, als „eine frei dichtende und frei erfindende Mittelsphäre und Mittelkraft“ beteiligt, daß sich in den Relationen der Dinge zu den Menschen deren „ästhetisches Verhalten“ widerspiegelt (III, 316f.). Der Trieb zur Metaphernbildung, von dem Nietzsche spricht, auch „Fundamentaltrieb des Menschen“ genannt, kommt hier zu seiner vollsten Wirkung. Der Trieb kann aber nach Nietzsche auch in der begrifflich erstarrten Welt niemals gebändigt werden. „Er sucht sich ein neues Bereich seines Wirkens und ein anderes Flußbett und findet es im Mythos

und überhaupt in der Kunst“ (III, 319). Warum aber findet dieser Trieb zur Metaphernbildung seinen neuen Wirkungsbereich gerade in der Kunst? Die Antwort darauf kann man wohl in der Dichtung Nietzsches selbst suchen; man denke an die Worte Zarathustras:

Alles Unvergängliche - das ist nur ein Gleichnis! Und die Dichter lügen zuviel (II, 345).

Zarathustra, der sich selber als einen Dichter versteht („Aber auch Zarathustra ist ein Dichter“), ist sich darüber im klaren, daß die Sprache eigentlich illusionären, metaphorischen Charakters ist, und er deshalb mit der Sprache bewußt lügt, um die Wahrheit im außermoralischen Sinne anzustreben. Um es mit der pointierten Formulierung B. Allemanns zu sagen: „Die Dichter sind Lügner im Dienste der Wahrheit“.³¹⁾ Das metaphorische Wesen der Sprache kann gerade im Bereich der Dichtung oder der Kunst am deutlichsten zum Bewußtsein gebracht werden. Und wenn dies einmal erfaßt wird, so wird jene scheinbar auch so stabil und unzerstörbar errichtete Begriffswelt ständig in Frage gestellt. Es könnten sich dann auch neue Möglichkeiten ergeben, die Welt aus einer anderen Perspektive zu sehen und sie künstlerisch neu zu gestalten.

Man hört nicht selten, daß die Metaphern uneigentliche Ausdrucksformen seien, die als Instrumentarium poetischer Sprache kunstvoll eingesetzt werden sollten. In Wahrheit gewinnen die Metaphern jedoch ihren eigentlichen Sinn wieder in der Dichtung zurück und werden als eigentliche, konstitutive Elemente anerkannt. Es sei hier auch an die Worte Hofmannsthals erinnert; in einer Aufzeichnung sagt Hofmannsthal: „Nur sind es unter den Redenden die Dichter allein, die sich des Gleichnishaften der

Sprache unaufhörlich bewußt bleiben. Für ihn besteht kein Zweifel, daß die Sprache und damit jede Dichtung aus nichts anderem als „Gleichnissen“ zusammengesetzt ist, daß die Dichter ohne sie niemals auf irgendeine andere Weise sich ausdrücken könnten. Hofmannsthal sieht gerade in „uneigentlichen“ metaphorischen Ausdrücken „Kern und Wesen der Poesie“.³²⁾ So betrachtet muß man sagen, daß es wenig Sinn hat, von bestimmten einzelnen Metaphern im technisch-rhetorischen Sinne zu reden. Sie sollen aufgrund der Einsicht ins metaphorische Wesen der Sprache alle relativiert, und die Sprache soll in ihrer Ganzheit als die Metapher im eigentlichen Sinn problematisiert werden. Dies ist wohl auch der Grund, warum die Sprache *Zarathustras* durchgehend so metaphorienreich angelegt ist³³⁾; zurückblickend auf seinen *Zarathustra* sagt Nietzsche in *Ecce Homo*: „Die mächtigste Kraft zum Gleichnis, die bisher da war, ist arm und Spielerei gegen die Rückkehr der Sprache zur Natur der Bildlichkeit“ (II, 1135). Diese Äußerung Nietzsches darf natürlich nicht im Schlegelschen Sinne verstanden werden. Schlegel spricht zwar auch von der Rückkehr der Sprache zur Bildlichkeit, aber ihm geht es dabei um eine poetisch-rhetorische Wirkung, die nur durch Abweichung vom Sprachgebrauch erzielt werden kann. Wenn man von dem Grundsatz ausgeht, daß die Sprache als solche eigentlich metaphorischen Charakters ist, so muß man die Auffassung, daß die Metapher eine Abweichung vom normierten Sprachgebrauch oder -system sei — und man kann dieser Auffassung vielfach begegnen —, als verkehrt bezeichnen.

Anmerkungen

1) A. W. Schlegel : Kritische Schriften und Briefe, Bd. 2, hrsg. von E. Lohner. Stuttgart 1963, S. 251.

2) Ebd., S. 241.

3) Ebd.

4) J. G. Herder : Abhandlung über den Ursprung der Sprache. In : Sämtliche Werke, hrsg. von B. Suphan, Bd. 5. Berlin 1891, S. 74.

5) Ebd., S. 73.

6) Ebd., S. 71.

7) Es ist zu vermuten, daß Vico seinerseits auf Herder bestimmte Einflüsse ausgeübt hat ; die Sprachauffassungen von beiden weisen verblüffende Ähnlichkeiten auf. Vgl. K. O. Apel : Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico. Archiv für Begriffsgeschichte, Bd. 8, 2. durchgesehene Aufl. Bonn 1975, S. 376, Anmerkung 634 ; O. F. v. Gemmingen : Vico, Hamann und Herder. Eine Studie zur Geschichte der Erneuerung des deutschen Geisteslebens im 18. Jahrhundert. München 1918 ; T. Yamada : Die Neue Wissenschaft Vicos. In : Bulletin of the Faculty of Liberal Arts, Nagasaki University (Humanities), Vol. 27, No. 1. Nagasaki 1986, pp. 55-70 (Japanisch).

8) G. Vico : Die Neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Nach der Ausgabe von 1744 übersetzt und eingeleitet von Erich Auerbach. München 1924, S. 190.

9) Ebd., S. 74.

10) Ebd., S. 175.

11) Ebd., S. 168.

12) Herder, a. a. O., S. 9f.

13) Ebd., S. 74f.

14) Vico, a. a. O., S. 169f.

15) Ebd., S. 87f.

16) Ebd., S. 155.

17) Schlegel, a. a. O., S. 243

18) Ebd., S. 245f.

19) Ebd., S. 241.

- 20) Ebd., S. 243.
- 21) Insgesamt zeigt sich dabei, daß es zwei unterschiedliche Grundauffassungen von der Metapher gibt: Einerseits wird die Metapher als eine spezifisch literarische Angelegenheit aufgefaßt, andererseits als ein allgemeines sprachliches Phänomen. Vom Standpunkt der ersten Grundauffassung wird oft gefordert, man solle die Metapher als das omnipräsente Prinzip der Sprache von der spezifisch poetischen Metapher unterscheiden (vgl. Wellek/Warren: *Theorie der Literatur*. Bad Homburg 1959, S. 220). Die letzte wird vor allem in der Sprachwissenschaft und Linguistik vertreten, und in dieser Hinsicht darf ich auf meinen Aufsatz verweisen, der die Metaphertheorien von W. Porzig (*Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, 58, 1934, S. 70–97), E. Coseriu (*Lexikalische Solidaritäten*. In: *Poetica*, 1, 1967, S. 293–303), I. A. Richards (*The Philosophy of Rhetoric*. London 1936), M. Black (*Models and Metaphors*. New York 1976) und H. Weinrich (*Sprache in Texten*. Stuttgart 1976) erläutert: Erweiterung der Metaphertheorie. In: *Bulletin of the Faculty of Liberal Arts, Nagasaki University (Humanities)*, Vol. 22, No. 2. Nagasaki 1982, pp. 117–131 (Japanisch). Vgl. auch: *Theorie der Metapher*, hrsg. v. A. Haverkamp. Darmstadt 1983.
- 22) H. Pongs: *Das Bild in der Dichtung*. Marburg 1960, S. 3.
- 23) Ebd., S. 243.
- 24) H. Seidler: *Allgemeine Stilistik*. Göttingen 1953, S. 301f.
- 25) L. Reiners: *Stilkunst*. München 1967, S. 319f.
- 26) E. R. Curtius: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 9. Aufl. Bern 1978. S. 235.
- 27) Ebd., S. 395.
- 28) H. Paul: *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle 1909, S. 95.
- 29) Diese wie die folgenden Stellen werden zitiert nach der Ausgabe: *Werke in drei Bänden*, hrsg. v. K. Schlechta. 9. Aufl. München 1982.
- 30) B. Allemann: *Nietzsche und die Dichtung*. In: *Nietzsche, Werk und Wirkungen*, hrsg. v. H. Steffen. Göttingen 1974, S. 49.
- 31) B. Allemann: *Die Metapher und das metaphorische Wesen der Sprache*. In: *Welterfahrung in der Sprache*, hrsg. v. der Arbeitsgemeinschaft *Weltgespräch (Weltgespräch 4)*. Freiburg 1968, S. 31.

32) H. v. Hofmannsthal: Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Prosa I. Frankfurt a. M. 1956, S. 286.

33) In dieser Hinsicht sind die Prosastücke F. Kafkas genau das Gegenteil von *Zarathustra*. Bei der Lektüre seiner, vor allem späteren Prosa merkt man sofort, daß hier wenig Metaphern gebraucht sind. Die Bildlichkeit der Sprache, wie sie Nietzsche an *Zarathustra* rühmt, kommt Kafka nur verdächtig vor; es ist bekannt, daß die Metapher Kafka ein heikles Problem bereitet („Die Metaphern sind eines in dem vielen, was mich am Schreiben verzweifeln läßt“). Er bemüht sich daher, den Gebrauch der Metaphern möglichst einzuschränken. Denn wenn die Sprache, wie Kafka sagt, „nur andeutungsweise, aber niemals auch nur vergleichsweise“ gebraucht werden kann, so könnte der Gebrauch der Metaphern für ihn eine falsche Vorstellung hervorrufen, daß die Sprache doch „vergleichsweise“ gebraucht werden könne, weil man die Metaphern auf einer rhetorisch gesteigerten Ebene aufgrund des Tertium comparationis konstruieren zu können glaubt. Nietzsche spricht in dieser Hinsicht auch von „einer andeutenden Übertragung“; er ist sich dessen völlig bewußt, daß die Sprache nur andeutend gebraucht werden kann, hat sich aber, im Gegensatz zu Kafka, trotzdem oder gerade deshalb für „die Natur der Bildlichkeit der Sprache“ entschieden.

(Angenommen am 30. April 1987)